



Text

KATJA TRIPPEL

Foto

DELCAN & CO.

# Das Gift auf den Reben

Auch wo Kinder spielen, stecken in Luft und Boden des Bordelais oft Pestizide.



In der Region um  
Bordeaux liegt das  
wohl bekannteste  
Weinbaugebiet der  
Welt: das Bordelais.

Eine Flasche mit  
dieser Herkunft kann  
mehrere Tausend  
Euro kosten. Doch  
das Bordelais muss  
um seinen guten  
Ruf kämpfen: Nun  
machen zwei ein-  
heimische Frauen  
öffentlich, dass  
Winzer dort sehr  
viele Pestizide  
spritzen – und  
Menschen davon  
schwer krank  
werden.

# S

chon Wochen vorher war das »Dîner Prestige« ausverkauft. Fünf Gänge für 189 Euro galten unter Kennern geradezu als Schnäppchen. Sie wurden im spektakulärsten Neubau von Bordeaux serviert, der Cité du Vin: einer Art Wein-Erlebniszentrum, dessen schimmernde, geschwungene Fassade an die Bewegung geschwenkten Weins erinnern soll. Als Ehrengast war Jean-Claude Berrouet geladen, jahrzehntelang Kellermeister des berühmten Château Pétrus aus Pomerol. Er würde im Auditorium über die Welt der Winzer und ihre edlen Tropfen plaudern. Und später im kleinen Kreis zu Taubenpastete an getrüffeltem Birne seinen Jahrgang 2006 aus-schenken, aktueller Flaschenpreis: rund 3800 Euro.

Das Bordelais, so nennt sich das Gebiet der Bordeaux-Weine, ist Frankreichs größte Weinbauregion – und die wohl bekannteste der Welt. Endlos reihen sich die Reben dies- und jenseits der Ufer von Dordogne und Garonne, dazwischen stehen schmucke Schlösser mit Namen wie Latour, Lafite Rothschild oder eben Pétrus. Wer als Weinliebhaber etwas auf sich hält, kehrt hier zur Verkostung ein oder kauft sich, wie zahlreiche französische Industrielle und jüngst auch mehrere chinesische Millionäre, gleich ein »Château Grand Cru« im Bordelais.

Die teuren »Hochgewächse« aus edelsten Lagen, 1855 auf Wunsch Napoleons III. zur Pariser Weltausstellung prämiert und mittlerweile als Kapitalanlage geschätzt, machen bis heute den Ruhm der Gegend aus. Unter ihnen ordnen sich fast 6000 Weingüter in eine komplizierte Hierarchie aus niederen »Crus«,

Seit Jahren  
ist Frankreich  
europaweit führend  
im Ankauf  
sogenannter  
Pflanzenschutz-  
mittel

Appellationen und Lagen ein, die dank der außergewöhnlichen Böden und Rebsorten die Herkunftsbezeichnung »Vin de Bordeaux« tragen dürfen.

Um zu erkennen, wie exklusiv der jeweilige Weinberg in dem insgesamt etwa 114000 Hektar großen Anbaugebiet ist – die Fläche entspricht mehr als der doppelten Fläche des Bodensees –, muss man nur hinschauen: Je enger die Reben gepflanzt wurden und je näher sie an den Straßen und Wegen stehen, desto teurer sind die Böden und meistens auch die Weine. Für bis zu 2,5 Millionen Euro wird ein Hektar im Weinbaugebiet Médoc nordwestlich von Bordeaux gehandelt, in Saint-Émilion oder Pomerol nord-östlich von Bordeaux wird dieser Preis sogar noch übertroffen. Weniger bekannt und deutlich günstiger sind die steinigten Böden im Südwesten des Bordelais, wo die Reben für die trockenen Weißweine Graves (gravier heißt auf Deutsch »Kiesel«) und Entre-deux-Mers (zwischen Garonne und Dordogne) sowie für den süßen Sauternes wachsen.

2018 verkauften alle Winzer des Bordelais zusammen fast 700 Millionen Flaschen im Wert von rund vier Milliarden Euro, wobei die Preisspanne von weniger als fünf Euro im Supermarkt bis hin zu mehreren Tausend Euro bei Sotheby's reichen kann. Allein die Deutschen tranken im vergangenen Jahr rund 22 Millionen Flaschen oder haben sie als Geldanlage im Temperierschrank eingelagert. Damit stehen sie als Export-Kundschaft an fünfter Stelle nach Chinesen, Belgiern, US-Amerikanern und Briten. Sie alle kaufen nicht nur Rouge, Blanc oder Rosé, sondern auch einen Aufenthalt in der »culture française«, dem Inbegriff von Genuss und Tradition.

Jean-Claude Berrouet erzählt im Auditorium an diesem Abend Ende Januar erst einmal aus Zeiten, als französische Kinder zum Schulfrühstück noch verdünnten Wein zu trinken bekamen. Man fachsimpelt über die Qualität von Reben, Jahrgängen und Terroirs zwischen Pauillac, Margaux und Saint-Émilion – Dörfer, auf die Frankreich stolzer ist als Deutschland auf seine Autos. Man feiert Sommeliers, die mit ihren Papillen mehr als 2000 Aromen schmecken können. Und schmunzelt über den Durst der Asiaten, der sich jedes Jahr zu steigern scheint. Ein Wohlfühlabend unter Vinophilen – bis ein junger Mann zu fragen wagt: »Monsieur, wann steigt Pétrus auf Bio um?«

Nervöses Räuspern im Saal. Das Thema, Berrouet weiß es, jeder hier weiß es, erzeugt derzeit größte Unruhe im Bordelais. Es geht um Mancozeb, Folpet, Spiroxamin, Glyphosat: Seit Jahren ist Frankreich europaweit führend im Ankauf sogenannter Pflanzenschutzmittel, und das liegt vor allem an seinen Winzern. Obwohl ihre Rebstöcke nur auf drei Prozent der landwirtschaftlichen Flächen wachsen, bekommen sie zwanzig Prozent aller Spritzmittel ab. Und rund um Bordeaux werden sie mit am eifrigsten behandelt.

Bis zu 18 Mal pro Jahr, vom Knospentrieb im Frühjahr bis zur Ernte im Herbst, ziehen Traktoren durch die Rebstockreihen und sprühen Herbizide gegen Unkraut, Insektizide gegen Schädlinge, vor allem Fungizide gegen Pilzbefall. Mindestens 13 Kilo landeten 2017 im Schnitt auf jedem Bordelaiser Hektar Weinberg, rund fünf Kilo davon entfielen auf Pestizide, die als gefährlich für die menschliche Gesundheit gelten, weil sie Krebs erregen, zu Unfruchtbarkeit führen, Föten oder Nerven

schädigen und hormonelle Störungen verursachen können oder in diesen Punkten zumindest unter Verdacht stehen.

Auch Bio-Winzer besprühen ihre Pflanzen. Sie dürfen jedoch keine synthetischen Pestizide verwenden, sondern nur speziell zugelassene Produkte etwa mit Schwefel oder Kupfer, wie die schon im 19. Jahrhundert erprobte »Bordeauxbrühe«, das wohl erste Fungizid überhaupt. Und deren Einsatz wird überprüft – anders als im konventionellen Weinbau.

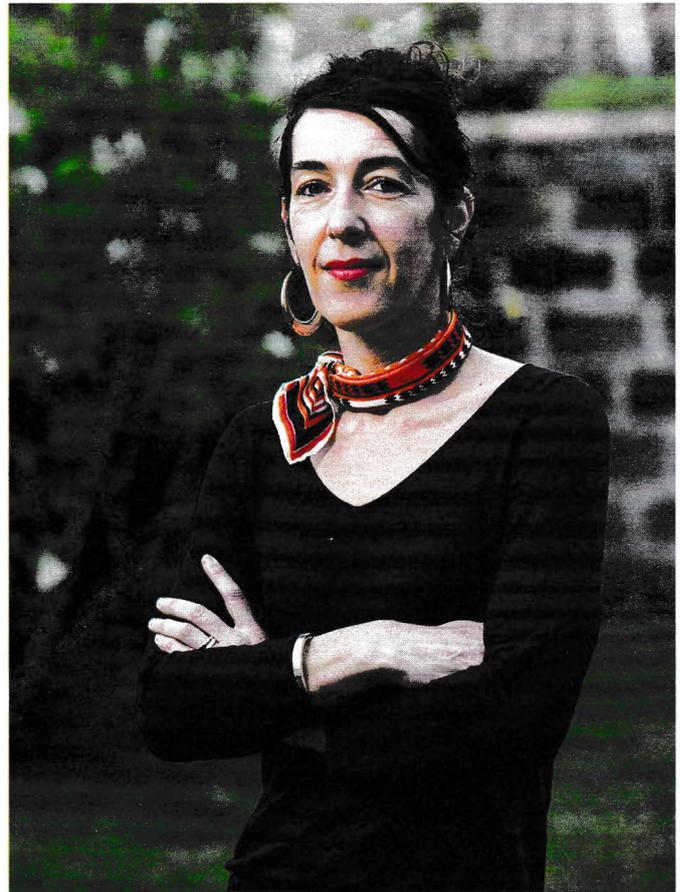
Die Pflanzenschutzmittel bewahren die Ernte sowie mehr als 55 000 Jobs in der Region – so lautet das Versprechen der Verkäufer, und jahrzehntlang stellte niemand im Bordelais das System in Frage. Doch die Zeiten haben sich geändert, seit überall rund um die Châteaux mehr oder weniger toxische Rückstände nachgewiesen werden: in der Luft, in den Böden, im Wasser der Garonne, in den Austernbänken vor der Küste. In den Haaren der Weingutarbeiter, der Nachbarn und in denen ihrer Kinder. Im Urin von so ziemlich jedem Menschen im Bordelais. Am Boden von Schulhöfen, im Teppich von Wohnzimmern – und natürlich in den Flaschen, egal ob für vier, vierzig oder 400 Euro pro Stück.

Die meisten in der Region sprechen ungern darüber, seien es Önologen wie Jean-Claude Berrouet, Winzer, Händler. Bittet man Anbau-Experten, die »Chefs de Culture«, um Interviews, lehnen sie ab oder verlangen strengste Anonymität, nicht einmal Ärzte oder Umweltwissenschaftler wollen offen reden. In die Öffentlichkeit kommt das Thema stattdessen durch zwei Frauen, die im Bordelais schon länger als Nestbeschmutzerinnen gelten: Valérie Murat und Marie-Lys Bibeyran.

Murat, 46, ist eine Winzertochter aus dem Anbaugbiet Entre-deux-Mers, schmal, lange dunkle Haare, expressive Gestik. Sie arbeitet als Gebärdendolmetscherin und betreibt nebenbei den Blog *Alerte aux Toxiques* (»Giftalarm«). Bibeyran, 41, Kurzhaarfrisur, klein und kräftig, studierte Jura, kehrte dann aber in ihr Heimatdorf im Médoc zurück, wo sie wie viele in ihrer Familie für Weingüter »in den Reben« arbeitet, wie man im Bordelais sagt: Sie schneidet das ganze Jahr über mit einer kleinen, scharfen Astschere die Triebe und Blätter der Rebstöcke zurecht, damit die Trauben bis zur Lese optimal reifen. In ihrer Freizeit gründete Bibeyran den Verein »Collectif Info Médoc Pesticides«. Die beiden Frauen wollen das Schweigen über die Pestizide brechen.

2013 ließ Bibeyran zusammen mit der Umweltschutzorganisation »Génération Futures« Haarsträhnen von 25 Kollegen und Nachbarn auf Rückstände untersuchen. Heraus kam, was sie erwartet hatte: Bei den Frauen und Männern, die wie sie »in den Reben« arbeiten, fanden sich im Durchschnitt Rückstände von 6,6 Pflanzenschutzmitteln im Haar, bei Menschen, die nur nahe den Weinbergen wohnen, immerhin die Hälfte. »Das war keine wissenschaftliche Studie«, sagt Bibeyran. »Aber sie zeigt: In unseren Dörfern kriegen alle etwas ab.«

## Valérie Murat



Murat, 46, ist Gebärdendolmetscherin. Ihr Vater war Winzer im Weinbaugebiet Entre-deux-Mers im Bordelais. Er starb an einem Bronchialtumor, nachdem er jahrzehntlang das Pilzbekämpfungsmittel Natriumarsenit eingesetzt hatte. Murat erzählt, im Sommer vor seinem Tod habe der Vater ihr gesagt: »Geh der Sache nach.«

Ende 2013, pünktlich zum Silvestereinkauf, folgte der zweite Knall. Mitstreiter von Murat hatten *Que Choisir*, das wichtigste Verbrauchermagazin Frankreichs, dazu angeregt, heimische Weine auf Pestizidrückstände zu testen. Ergebnis: In den Bordeaux fanden sich mit Abstand die meisten dieser Rückstände. Nur ein einziger konventioneller Wein enthielt bloß minimale Spuren – das war ansonsten ausschließlich in den Bio-Weinen der Fall. In allen

# Marie-Lys Bibeyran



Die 41-Jährige arbeitet ganzjährig auf Weingütern. Ihr Bruder starb im Alter von 47 Jahren an Krebs. Dessen Chef weigerte sich laut Marie-Lys Bibeyran daraufhin, ihr die Namen der Produkte zu nennen, die der Bruder lange Zeit versprüht hatte.

anderen fanden sich im Schnitt zehn unerwünschte Substanzen, summiert jeweils rund 415 Mikrogramm je Kilogramm Wein. Ganz vorn stand mit Rückständen von 14 Ackergiften, darunter einem verbotenen, ein Mouton Cadet von Baron Philippe de Rothschild aus Pauillac, einer der meistverkauften Bordeaux weltweit.

Seither wird regelmäßig getestet, und ebenso regelmäßig stehen die Weine aus dem Bordelais dann schlecht da – obwohl die

»Chefs de Culture« schnell gelernt haben, welche Spritzmittel mehr und welche weniger Rückstände hinterlassen. Würden die Weine wie Trinkwasser kontrolliert, dürfte fast keiner auf den Tisch. 100- bis 3000-fach überschreiten die meisten die Grenzwerte für Trinkwasser, ohne dass es die Gesundheitsbehörde stört. Denn zwar hat die EU strenge Pestizid-Grenzwerte für Tafeltrauben und noch viel strengere für Bio-Trauben festgelegt. Konventionelle Weintrauben aber dürfen, warum auch immer, höher belastet sein. Und für das Endprodukt, konventionellen Wein, existieren grundsätzlich keine Grenzwerte.

Wenige Monate nach dem Eklat um Mouton Cadet sprühten 2014 im Dorf Villeneuve-de-Blaye, gelegen am Ufer der Garonne, wieder einmal Traktoren. Es wehte ein Wind, und so trieb die Pestizidwolke auf den Pausenhof der Grundschule. 23 Kindern wurde übel, sie husteten, spuckten, einzelne kollabierten, eine Lehrerin kam ins Krankenhaus. Großer Rettungseinsatz, sogar der stellvertretende Präfekt kam herbei.

Dass zwei gefährliche Fungizide die Vergiftungen ausgelöst hatten, mutmaßlich ausgebracht auf dem Weingut der Bürgermeisterin des Dorfes, obwohl an dem Tag wegen des Windes wohl nicht hätte gesprüht werden dürfen – all das erfuhren die Eltern der Kinder aber nicht vom Präfekten, sondern von Murat und Bibeyran. Jemand hatte den beiden Frauen die Untersuchungsergebnisse aus dem Krankenhaus zugeschoben. Und auf einmal wurden Murat und Bibeyran gehört.

Warum hatten die Rettungskräfte die Vergiftungen nicht der Polizei gemeldet? Warum ermittelte kein Staatsanwalt, woher die Wolke gekommen war? Laut Gesetz sind »inadäquate« Sprühungen in den Weinbergen strafbar, bis zu sechs Monate Gefängnis plus 150 000 Euro Geldbuße können verhängt werden. In Villeneuve-de-Blaye geschah: nichts.

Stattdessen verbreitete der Winzerverband das Gerücht, der benachbarte Bio-Winzer habe die Kinder mit seinem Schwefel vergiftet. Der Präfekt widersprach nicht, obwohl seine Behörde herausgefunden hatte, welche Wirkstoffe offensichtlich hinter den Symptomen der Kinder steckten: Spiroxamin und Mancozeb, beide als gesundheitsschädlich klassifiziert.

Am wenigsten überrascht waren Bibeyran und Murat darüber, dass in Villeneuve weder die Eltern noch die Lehrerin Anzeige wegen fahrlässiger Körperverletzung erstatteten. Die Châteaux sind die wichtigsten Arbeitgeber der Gegend, die Bürgermeisterin ist qua ihres Amtes Chefin der Grundschule.

Doch die »Affaire Villeneuve«, wie sie landläufig genannt wird, sprach sich bis nach Paris herum. Dort beschloss die Leiterin der Fernsehserie *Cash Investigation*, ein Team ins Bordelais zu schicken, um den Missständen mit der Kamera auf den Grund zu gehen. Heraus kamen zwei Sendungen, die in Frankreich über Wochen hinweg Schlagzeilen machten. Vom »Cash-Schock« spricht man seither rund um Bordeaux, beziehungsweise von der Zeit vor oder nach *Cash*.

Erstmals kamen die Zahlen über den Pestizidverbrauch rund um Bordeaux ans Licht, über die – vor laufender Kamera – selbst der damalige Landwirtschaftsminister erschrak. Zusammen mit Marie-Lys Bibeyran fuhr das Fernsehteam nach Villeneuve-de-Blaye, wo sich rund um die Schule trotz allem nichts verändert hatte. Und sie fuhren nach Preignac am südlichen Ufer der Garonne, wo der Bürgermeister eine medizinische Studie initiiert hatte, nachdem ihm vier krebskranke Kinder als deutlich zu viel für sein 2000-Einwohner-Dorf vorgekommen waren. Alle gingen auf dieselbe Schule am Dorfrand, sie ist umgeben von Reben.

Das Ergebnis der Mediziner stützte einerseits seine Zweifel: Vier Kinder, diese Zahl lag deutlich über der statistisch erwartbaren von 0,8 Fällen. Anders als bei akuten Beschwerden wie Hautausschlägen oder Übelkeit ist es bei chronischen Krankheiten jedoch viel schwieriger, die Ursache zu finden oder sogar einen Zusammenhang mit Pestiziden zu belegen – oder zu entkräften. Denn niemand kann nachvollziehen, mit welchen Stoffen die Kinder wann in Kontakt kamen.

In Villeneuve-de-Blaye klagte anstelle der Opfer schließlich die Umweltorganisation »Généérations Futures« gegen Unbekannt. Doch erst vier Jahre nach dem Unfall, im Juli 2018, nahm ein Berufungsgericht in Bordeaux die Klage überhaupt an. »Die Wein-Lobby bremst solche Prozesse aus«, sagt Valérie Murat. »Und viele Anwohner drücken lieber beide Augen zu, als die alltägliche Praxis zu kritisieren«, sagt Marie-Lys Bibeyran.

Diese Praxis entspricht einer generalstabsmäßig geplanten Verteidigungsaktion: Winzer gegen Plagen, die ihre Reben bedrohen. Im Hintergrund beraten Agrarbehörden und freiberufliche Pflanzenschutzexperten, aufgerüstet werden sie mit immer neuen Mitteln aus den Laboren der Pestizidhersteller. »Es geht mit weniger, aber nicht ohne«, sagt Patrick Vasseur, Weinbauer und Vizepräsident der Landwirtschaftskammer in Bordeaux. »Würden wir unsere Reben nicht schützen, könnten wir keine einzige Traube ernten.«

Der Mann habe sogar recht, sagen Murat und Bibeyran. Denn so widersinnig es klingt, im Bordelais herrscht ein miserables Klima für Traubenanbau: viel Regen, viel Feuchtigkeit durch den nahen Atlantik und die Flüsse, viel Hitze und Sonne. Kommt alles zusammen, sprießen auf den eng gepflanzten Monokulturen die Pilze. Echter und Falscher Mehltau, Grauschimmel, Schwarzfäule, holzzersetzendes Esca. Studiert man auf französischen Webseiten von BASF oder Bayer die Liste der Gefahren und die Fotos dazu – verschrunpelte Blätter, verschimmelte Trauben, zersetzte Rebstöcke –, wirkt es wie ein Wunder, dass hier überhaupt Wein produziert wird. Weiter unten stehen dann die »Lösungen für die Reben« zum Anklicken parat, die »Ratschläge der Saison für jede Region«, mit Ausrufezeichen: »Verpassen Sie sie nicht!«

»Der Griff zum Produkt löst die Probleme, so hat meine Generation es gelernt«, erklärt Vasseur. »Heute wissen wir, er schafft auch neue, aber vielen fällt das Umsteuern schwer.« Ginge es nach der französischen Regierung, hätten die Winzer damit längst beginnen sollen. Das 500 Millionen Euro teure Programm »EcoPhyto« sah vor, von 2008 bis 2018 den Pestizidverbrauch zu halbieren. Stattdessen ist er um zwölf Prozent gestiegen.

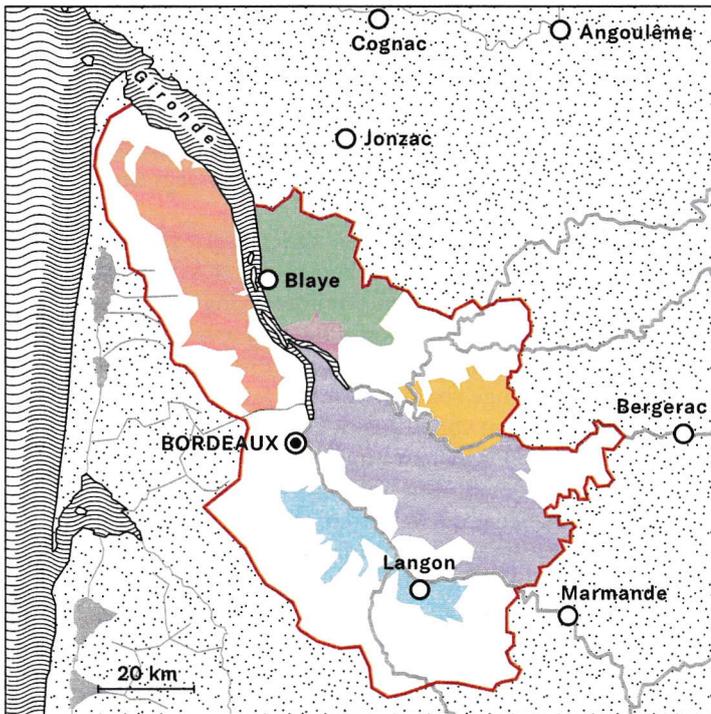
»Ecofiasco«, »Öko-Fiasko«, nennt Valérie Murat das Programm daher. Patrick Vasseur ist auch nicht stolz, verteidigt aber seine Branche: »Weniger Chemie bedeutet für Winzer mehr Arbeit und mehr Risiko. Statt etwa präventiv am Freitag gegen den Mehltau zu sprühen, schlafe ich in der Nacht schlecht und muss am Samstag noch mal nach meinen Reben schauen. Im besten Fall ist alles gut. Im schlimmsten Fall muss ich am Sonntag doch mit dem Traktor raus, kann aber womöglich nicht richtig spritzen, weil Wind weht oder Spaziergänger unterwegs sind. Lasse ich es sein, rächt sich das sofort beim Ertrag.«

»Bio-Winzer mögen auch keine Ernteschäden«, setzt Romain Rivière dagegen, der seit 2005 rund um Pomerol 35 Hektar Weinberge mit Bio-Label bestellt. Um seine Verluste gering zu halten, muss er flexibel sein. Rivière bearbeitet aufwendig seinen Boden, um die Wurzeln der Reben zu stärken. Nutzt Pheromone statt Insektizide, um Schädlinge von den Trauben fernzuhalten. Ist viel auf Fortbildungen, um von Kollegen oder biodynamischen Winzern zu lernen, die Plagen etwa mit Pflanzenextrakten bekämpfen. »Bio braucht mehr Zeit und Aufwand«, sagt Rivière. »Und wir kalkulieren lieber mit Verlusten, als in die Giftkiste zu greifen. Dafür hat der Bio-Wein seinen Preis.«

Die Schicksale von Valérie Murat und Marie-Lys Bibeyran sind eng mit dem gespritzten Wein verknüpft. Murat verlor ihren Vater, Bibeyran ihren Bruder durch Krebs, nachdem beide Männer jahrzehntelang mit Pestiziden hantiert hatten. Bei Bernard Murat, einst selbstständiger Winzer im Anbaubereich Entre-deux-Mers, hat die Sozialversicherung den Bronchialtumor als Folge seines Kontakts mit dem Fungizid Natriumarsenit als Berufskrankheit anerkannt. Denis Bibeyran, der für ein Weingut in Pauillac Pestizide mischte, sprühte und danach die Traktoren reinigte, gelang das nicht. Er starb sehr früh, mit 47.

»Würden wir unsere Reben nicht schützen, könnten wir keine einzige Traube ernten«, sagt der Weinbauer Patrick Vasseur

# Das Bordelais



- Médoc
- Côtes de Blaye
- Côtes de Bourg
- Libournais
- Graves und Sauternes
- Entre-deux-Mers
- Bordelais

ist das größte geschlossene Weinbaugebiet der Welt. Die Weingüter sind in sogenannte Appellationen eingeteilt, eine hierarchische Ordnung: Das Fundament besteht aus den großen regionalen Appellationen Bordeaux und Bordeaux Supérieur. Über ihnen stehen subregionale Appellationen, etwa Médoc für Rotweine des ganzen Teilgebietes Médoc. Die Spitze bilden die kommunalen Appellationen einzelner oder weniger Gemeinden. Dies sind die teuersten Weine.

Die beiden Frauen begannen zu recherchieren. Murat durchsuchte die Scheune, in der ihr Vater die Mittel aufbewahrt hatte, sie las nächtelang Texte über Wirkstoffgruppen und Risikobewertungen, später medizinische Studien. Bibeyran vertiefte sich in Arbeitsschutzgesetze, nachdem der Chef ihres Bruders sich geweigert hatte, ihr die Produkte zu nennen, die er versprüht hatte. Was sie herausfanden, machte beide Frauen sehr wütend.

Natriumarsenit, meint Murat, sei der »Asbest der Winzer«. Seit 1948 war in Fachkreisen bekannt, dass der Stoff stark krebserregend ist. Viele Länder, darunter Großbritannien und die USA, verboten ihn deswegen in den folgenden Jahrzehnten. Französische Genehmigungsbehörden ließen den Stoff jedoch bis zum Jahr 2001 im Weinbau zu. Und Hersteller wie Aventis oder Bayer verkauften ihn dort auch so lange. Dabei nutzten sie zum Teil Etiketten, auf die unvollständige oder verharmlosende Warnungen gedruckt waren – das hat Murat auf alten Kanistern in der Scheune ihres Vaters entdeckt.

»Ich sehe meinen Vater noch vor mir, wie er mit seinem nackten Arm das Pestizid anrührt und dann ohne T-Shirt, ohne Maske im offenen Traktor seinen Weinberg einnebelt«, sagt Murat. »Alle Winzer machten das so, wir Kinder saßen dabei gern mit ihm auf dem Traktor. Niemand hat den Winzern gesagt, wie gefährlich das Produkt ist.« Nur dank eines befreundeten Onkologen habe ihr Vater dann erfahren, dass sein Krebs mit dem Natriumarsenit zusammenhängen könne. »Im Sommer vor seinem Tod bat er mich zu sich auf seine Lieblingsbank im Garten und drückte mir einen Ordner in die Hand«, erzählt sie. Er habe alles sauberlich geordnet: Kaufbelege für die Pestizide, Gebrauchsanweisungen, Empfehlungen des Landwirtschaftsministeriums. »Geh der Sache nach«, habe er gesagt. »Damit nicht noch mehr Leute sterben.«

Im September 2016 hat Murat zusammen mit ihrer Mutter am Obersten Gerichtshof in Paris Klage wegen fahrlässiger Tötung gegen Unbekannt eingereicht. Vertreten wird Murat vom Anwalt François Lafforgue, der seit Jahren recht erfolgreich Asbest- und auch immer mehr Pestizidopfer vertritt. Sein bekanntester Mandant ist der Landwirt Paul François, der Mitte April 2019 seinen Prozess gegen die Bayer-Tochter Monsanto gewann, weil sie laut dem Urteil nicht ausreichend vor den Gefahren ihres Herbizids »Lasso« gewarnt hatte. Die Entscheidung des Gerichts in Lyon sorgt in Frankreich für ebenso viel Aufmerksamkeit wie der Fall, als jüngst der schwerkranke US-Amerikaner Dwayne Johnson 78 Millionen Dollar Schmerzensgeld und Schadenersatz von Monsanto zugesprochen bekam. Bei Johnson ging es um das glyphosathaltige »Roundup«, das meistverkaufte Unkrautvertilgungsmittel weltweit. Bayer hat erklärt, den Fall von Paul François möglicherweise vor das oberste Gericht Frankreichs zu bringen.

Der Prozess »Murat gegen Unbekannt« ist noch nicht eröffnet, könnte aber ein Präzedenzfall werden. Ende 2018 machte die französische Gesundheitsbehörde eine Studie über potenzielle Opfer von arsenhaltigen Pestiziden publik. Ergebnis: 60 000 bis 100 000 Menschen – Winzer, Familienangehörige, Mitarbeiter, Saisonkräfte – hatten in Frankreich im untersuchten Zeitraum Kontakt mit diesen Substanzen. Und wie bei Asbest können zwanzig bis vierzig Jahre vergehen, bis Natriumarsenit

Krebs auslöst. »Mein Vater war womöglich erst der Anfang«, sagt Valérie Murat.

Anfang 2018 schätzte eine Regierungskommission, dass außerdem 3000 Menschen ein erhöhtes Risiko haben, an einem Non-Hodgkin-Lymphom zu erkranken, einem Blutkrebs. Weitere 7000 bis 10000 Menschen, Weingutarbeiter wie Anwohner, könnten als Spätfolge einer Vergiftung mit neurotoxischen Pestiziden von Parkinson betroffen sein: In französischen Weinregionen liegt die Zahl der Parkinson-Erkrankten unter Männern wie Frauen um zehn Prozent höher als in Regionen ohne Weinanbau.

Bei beiden Krankheiten haben Epidemiologen so stichhaltige Beweise für einen Zusammenhang mit Pestiziden ermittelt, dass die französische Sozialversicherung sie neuerdings als Berufskrankheit anerkennt. Die geringe Zahl von derzeit einigen Hundert offiziellen Berufskranken scheint daher für die Regierungskommission, wie sie in ihrem Bericht schreibt, nur »die Spitze des Eisbergs« zu sein.

»Die alleroberste Spitze«, sagt Marie-Lys Bibeyran bitter. Im November 2018 verlor sie in letzter Instanz vor Gericht in Bordeaux gegen die Sozialversicherung, die den Gallengangtumor ihres Bruders nicht als Folge seiner Arbeit anerkennen will. »Die Beweispflicht liegt beim Antragsteller«, sagt Bibeyran: »Eine riesige Hürde.«

Ohne ein Zertifikat des behandelnden Arztes, der einen Zusammenhang der Krankheit mit Pestiziden sieht, geht die Prozedur gar nicht erst los. »Viele Kollegen hier aus dem Bordelais fragen daher lieber nicht nach, was ihr Patient beruflich macht«, erklärt ein Hausarzt, der anonym bleiben will. »Keine Fragen, keine Antworten. Sonst kommen womöglich ein Haufen Arbeit und Ärger auf sie zu.« Bibeyran wiederum weiß aus vielen Gesprächen, dass nur wenige Erkrankte die Kraft aufbringen, die Prozedur von sich aus anzuschieben. »Vielen geht es zu elend, um in ihrer Vergangenheit zu wühlen. Im Zweifelsfall müssen sie den Chef beschuldigen, von dem sie abhängig sind. Oder den sie mögen.«

Die 47-jährige Sylvie Berger fand beides: einen engagierten Arzt und den Namen des Fungizids, das sie aus der Bahn geworfen hatte. Von den Vorgesetzten ihres Châteaux und einer Kollegin wird sie seit ihrer Pestizidvergiftung als Verräterin und Lügnerin beschimpft.

Jahrzehntelang hatte Berger wie Marie-Lys Bibeyran »in den Reben« gearbeitet, zuletzt im Château Vernous, das zum Weinhandelsunternehmen Larraqué Vins International gehört. Zweimal innerhalb einer Woche tropften ihr dort beim Schneiden der Blätter Fungizide ins Gesicht. Sie roch den chemischen Gestank, hustete, ihr wurde schwindelig. Sie bekam Ausschlag, später starke Schmerzen. Bald fühlte sie sich so elend, dass sie nicht mehr arbeiten konnte. 2016 wurden bei ihr Parkinson sowie eine Anämie diagnostiziert, die Sozialversicherung erkannte eine Berufskrankheit an.

Doch Berger, einer kleinen, auf wackeligen Beinen stehenden Frau, die um zehn Jahre älter aussieht, als sie ist, reicht das nicht. »Es muss doch jemand Verantwortung übernehmen für meinen Zustand«, sagt sie. Ende 2016 hat sie ihren Arbeitgeber verklagt – eine Premiere im Bordelais. Von Marie-Lys Bibeyran hörte sie, dass das Château, für das sie und ihr Mann 13 Jahre lang arbei-

teten, so ziemlich alle Arbeitsschutzregeln im Umgang mit Pestiziden missachtet habe: Berger sagt, sie sei nie darüber informiert worden, wann wo womit gespritzt worden war. Sie habe nie die obligatorische Fortbildung über mögliche Risiken bekommen, keine Schutzkleidung, nicht einmal Handschuhe. Es habe keine Waschmöglichkeiten gegeben, die Pestizide seien in dem Raum gelagert worden, in dem sie sich umgezogen habe. Sie fragt: »War das nur Schlamperei, oder kümmerte die Eigentümer unsere Gesundheit einfach nicht?«

Mehr als zwei Jahre hat Sylvie Berger auf ein Urteil warten müssen. Acht Mal hat das Gericht auf Antrag der Gegenseite den Prozess verschoben, bis er Ende Januar 2019 endlich im neuen Justizpalast von Bordeaux begann, einem modernen Gebäude, dessen Gerichtssäle die Architekten in Form überdimensionierter Weinfässer gebaut haben. Ende März war es dann so weit. Das Château wird wegen »unentschuldbarer Fehler« verurteilt – auch das gab es noch nie im Bordelais. Das Strafmaß steht noch aus.

Unweit des Gerichts hat ein weiterer Gegenspieler von Marie-Lys Bibeyran und Valérie Murat seinen Sitz: Der Conseil Interprofessionnel des Vins de Bordeaux, kurz CIVB, eine Interessenvertretung von Winzern und Händlern. Ihr früherer Präsident, der Winzer Bernard Farges, kennt die Frauen, er begegnet ihnen seit der *Cash*-Sendung regelmäßig auf Diskussionsveranstaltungen. Genauso regelmäßig lehnt er ihre Schuldzuweisungen ab. »Wir wüssten davon, wenn unsere Mitglieder oder deren Nachbarn öfter krank wären als andere Franzosen«, sagt Farges. »Wir halten alle Winzer an, im Umgang mit Pestiziden die Regeln zu beachten.« Deswegen brauche es seiner Meinung nach auch kein Bio. »Für mich ist das vor allem Marketing.«

Der Pressesprecher des CIVB äußert sich diplomatischer. »Wir unterstützen alle, die ihren Pestizidkonsum reduzieren wollen. ▶

## Die erkrankte Sylvie Berger fragt: »War das nur Schlamperei?«

# Seit vorigem Herbst demonstrieren jeden ersten Freitag im Monat Menschen gegen gefährliche Pestizide

Wir müssen und wollen es ja auch. Aber zwingen können wir unsere Mitglieder nicht.« Statt auf kontrolliertes Bio zu setzen, engagiert sich das CIVB für freiwillige Maßnahmen: modernere Spritztraktoren mit geschlossenen Kabinen und zielgenauen Düsen, bessere Schutzkleidung, die Entwicklung resistenter Traubenarten oder eine App, die Spaziergänger vor Sprühungen warnen soll. Das Problem ist nur: Die verschiedenen Labels, die der Winzerverband fördert – beispielsweise »Terra Vitis« oder »HVE« (auf Deutsch etwa »Hoher Umweltstandard«) – sehen weder wesentliche Kontrollen vor, noch sind sie unter Weintrinkern sonderlich bekannt.

Valérie Murat und Marie-Lys Bibeyran halten sich daher lieber an Zahlen. Und nachdem Bernard Farges einmal zu oft gesagt hatte, die beiden Frauen seien aufgrund ihrer Familiengeschichte womöglich emotional aufgewühlt, ließen sie Anfang 2018 den »Bordeaux Supérieur« seines Châteaus testen. Ergebnis: Rückstände von 16 Pestiziden, darunter vier der gefährlichen Klasse. Mit der gleichen Methode brachten die beiden Frauen im Dezember 2018 einen Winzer zum Schweigen, der kurz zuvor in der Presse vor dem Bio-Anbau gewarnt hatte, weil er zu hohe Verluste eingefahren habe. Nach einem Test seiner Weine stellte sich heraus: Sein Château hatte gar kein Bio-Label, dafür diverse unerwünschte Stoffe in den Flaschen.

Das Engagement von Murat und Bibeyran hat einiges bewegt. Der Präfekt von Bordeaux hat eine Liste von 160 »sensiblen Orten« veröffentlicht, darunter 128 Schulen, die näher als fünfzig Meter an einem Weinberg liegen. In ihrer direkten Umgebung darf nun nicht mehr gespritzt werden. Immer mehr Winzer sind mittlerweile bereit, den Nachbarn Sprühungen anzukündigen und die Arbeiter über verwendete Produkte zu informieren – wie es das Gesetz ohnehin verlangt.

Als Ende 2018 Pläne bekannt wurden, dass im Ort Parempuyre nördlich von Bordeaux ein neues Collège an den Rand eines konventionellen Weinguts gebaut werden soll, organisierten die Eltern einen Protest. Mittlerweile hat der Konzern, der das Château betreibt, sich bereit erklärt, auf Bio umzustellen. Ohnehin bewirkte der »Cash-Schock«, dass 115 Winzer nach eigenen Angaben die Bio-Zertifizierung anstreben – bisher liegt das Bordelais mit rund sieben Prozent Bio-Reben im unteren Landesdurchschnitt. Und einige Großhändler in Bordeaux haben angekündigt, ab dem Jahrgang 2019 keinen Wein mehr zu vertreiben, der mit Produkten der hohen Gefährlichkeitsstufe gespritzt wurde.

Im September 2018 gründete der Journalist Fabrice Nicolino, ein Überlebender der *Charlie-Hebdo*-Attentate, die »Mohnblumen«-Bewegung. Seither demonstrieren an jedem ersten Freitag im Monat Menschen vor französischen Rathäusern gegen gefährliche Pestizide. Parallel lassen derzeit landesweit Franzosen ihren Urin auf Spuren von Glyphosat untersuchen, und weil bei fast allen die Werte um ein Mehrfaches höher liegen, als im Trinkwasser erlaubt ist, haben bereits 850 Personen eine Klage gegen die Zulassungsbehörden und gegen die Hersteller von glyphosathaltigen Produkten initiiert.

Im Parlament wurde der Antrag gestellt, einen Entschädigungsfonds für Pestizidopfer einzurichten, doch noch blockt die Regierung – wegen der erwarteten Kosten. In Straßburg beschloss das Europäische Parlament im Januar 2019, die Genehmigungsverfahren für Pestizide grundsätzlich zu verbessern und transparenter zu machen.

Und was antwortet Jean-Claude Berrouet in der Cité du Vin zum Thema Pestizide? Bio oder nicht? Zum Erstaunen des Publikums sagt Berrouet zu dem jungen Mann: »Wir denken tatsächlich darüber nach. Der Grand Cru von Latour ist ja neuerdings bio-zertifiziert. Aber Sie wissen sicher, dass inzwischen mein Sohn das Pétrus-Weingut führt. Daher heute nur so viel von mir: Jede Generation muss ihre eigenen Entscheidungen treffen. Ich habe gemacht, was ich für richtig hielt. Die heutige Generation weiß hoffentlich, was sie zu tun hat.« Dann steht Berrouet auf: »Nun lasst uns essen, der gute Wein wird warm.«



KATJA TRIPPEL

erfuhr auf ihrer Reise, finanziert durch das Recherchestipendium des *SZ-Magazins*, dass die Bevölkerung in der Gegend mit den nobelsten Châteaux als eine der ärmsten in ganz Frankreich gilt. Daher wundert sich unsere Autorin nicht darüber, dass die Gelbwesten-Proteste in Bordeaux besonders heftig sind.

Nummer 19 | 10. Mai 2019

# Süddeutsche Zeitung Magazin



## Die Trauben und der Tod

Der Skandal um Pestizide im berühmtesten Weinbaugebiet der Welt